

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Seucke.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von  
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 18

Sonntag, den 3. Mai 1914

32. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 3. Mai. Kreuz Aufz.  
Montag, 4. Mai. Konila  
Dienstag, 5. Mai. Rins V.  
Mittwoch, 6. Mai. Joh. v. Pat.

Donnerstag, 7. Mai. Stanislaus  
Freitag, 8. Mai. Mich. Ersh.  
Samstag, 9. Mai. Greg. v. R.

Nachdruck verb.

## Dritter Sonntag nach Ostern

(Evangelium des hl. Johannes 16, 16—22 (Nach Trübsal Freude)).

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater. Da sprachen einige von seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Wahrlich, wahrlich sag ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen, aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebiert, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.

\*

Als der Heiland zu Beginn seiner Lehrtätigkeit an den Jordan kam, empfing ihn Johannes der Täufer verwundert mit dem Ausruf: er habe nötig, von Jesus getauft, ausgerüstet, gestärkt zu werden, und nun komme dieser zu ihm! Am Schlusse seines Erdenwirkens hätte Jesus ähnlich zu seinen Jüngern sprechen dürfen. Gegenüber dem furchtbaren Leid, das wie ein gewaltiges Ungeheuer sich gegen ihn heranzog, hätte er nötig gehabt, von seinen Jüngern geträufelt, ausgerüstet zu werden. Der letzte Akt seines tragischen Lebens stand ja unmittelbar bevor; lebensfrisch erhob sich schon jetzt das blutige Drama von Golgatha vor seinem allsehenden Auge und erfüllte ihn mit allzu natürlichem menschlichen Furchten und Bangen und durchzog diese seine letzte Rede mit all der Behmut einer abschiednehmenden Seele. Und nun drängten sich die Jünger wie die verschüchterte Herde um den guten Hirten und suchten Trost bei ihm! „Im Leben sind es immer die gleichen Menschen, auf die man sich stützt, die man gebraucht und mißbraucht, ohne sie zu Atem kommen zu lassen, ohne sich einzugestehen, daß auch sie die Ermüdung fühlen, denn sie beklagen sich nie.“ Das aber war für die Jünger der Heiland; er, zu dem schon der Psalmist (69, 6) — wir beteten es vorige Woche am Markustage — gerufen: „Mein Helfer und mein Beschützer bist du; Herr, zögere nicht!“

Und er zögerte nicht mit seiner Hilfe: Sanft, aber eindringlich erinnerte er sie daran, daß sie ja unsichtbar mit ihm vereinigt blieben durch Glauben und gottgeweihtes Leben, daß sein Stellvertreter, der heilige Geist, sie führen und geleiten werde, daß er selbst ihnen vorangehe, ihnen die Wege und die himmlischen Wohnungen zu bereiten.

Das wirksamste Trostwort aber war zweifellos die Verheißung: „Ihr werdet mich wiedersehen!“ Es ist dies ein geheimnisvoll kräftiges Wort. „Auf Wiedersehen!“ — entläßt die besorgte Mutter den Sohn hinaus in die Ferne, die zitternde Hand beschattet das Auge, vom Trennungsschmerz getrübt, — so schaut sie dem rüstig furchtschreitenden nach, bis er um die Ecke des Weges verschwindet, und es steht auf und geht zur Ruhe mit ihr die Hoffnung, den Sohn wiederzusehen, eines Tages, wenn er statlicher, gereifter zurückkehrt. — „Auf Wiedersehen!“ — das letzte Wort, das der Freund dem Freunde nachsendet, wenn er sein Leben, sein Sehnen und Wünschen den Tüchen des irdischen Meeres anvertraut; aber er weiß es nicht, ob nicht ein feuchtes Grab seine Hoffnung erwartet. — „Auf Wiedersehen!“ — ist der Abschiedsgruß zwischen Bräutigam und Braut, der nachzittern soll in den Seelen und die etwa wankende Treue bestärken. Aber ob er im einzelnen Fall seine Kraft bewahren wird, wissen wir nie.

„Ihr werdet mich wiedersehen!“ — Der Heiland spricht, und sein Wort trägt schon die Erfüllung in sich. Die Jünger

sehen ihn wieder — wenn auch alles sich dagegen verschwört —, sehen ihn wieder schon am dritten Tage, da der Auferstandene in ihrer Mitte erscheint. Aber damit ist die Bedeutung dieses Wortes nicht erschöpft. Noch von einem andern Wiedersehen sprach der göttliche Heiland, vom Wiedersehen in der Ewigkeit, vom Wiedersehen, an dem nicht nur die Jünger, an dem wir alle teilhaben.

Zwar haben wir alle schon zum Ueberdruß das billige Sprüchlein gehört: „Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen.“ Aber eine große Lüge ist's, eine zu den vielen, die schon auf Erden in Kurs sind. Sie baut sich auf der anderen rohen Lüge des Materialisten auf: „Tot ist tot; der Tod des Menschen ist zugleich seine Vernichtung.“ Aber selbst der Leib wird nicht unwiderruflich tot bleiben, und die Seele wird den Tod überhaupt nicht sehen. Das ist für den katholischen Christen ein Glaubenssatz, aber auch der Ungläubige müßte es einsehen. Nicht einen einzigen vernünftigen Grund vermag er dagegen anzugeben. Aber die Naturgesetze, auf die er ja schwört, rufen ihm laut die Unsterblichkeit der Seele und damit ein künftiges Wiedersehen zu.

Ein großes Sterben geht durch die Natur, ein Entstehen, Wachsen und Vergehen. Aber es ist kein spurloses Verschwinden. Es ist nur das Verfallen eines Wesens in seine Bestandteile, und aus ihnen baut sich ein neues auf. So zerfällt unser Leib und aus seinen toten Bestandteilen entstehen neue Formen des Lebens. Er löst sich auf in seine kleinsten Atome, aber völlig vernichtet kann er nicht werden. Das Feuer selbst, das gefräßigte, zerstörendste Element, ist machtlos gegenüber Asche und Gasen. Die Wissenschaft, die Chemie, zerlegt die Stoffe in kleine und kleinste Teilchen, vernichten kann sie sie nicht. Zerstören kann sie die Gebilde, die Grundstoffe aber bieten ihr Trost. Ja, mehr: neue Verbindungen gehen sie ein und „neues Leben“ spricht aus den Ruinen. Im Haushalt der Natur geht nichts verloren, und „nicht der Tod, sondern das Leben ist das Grundgesetz in der Schöpfung!“

So lehrt die Naturwissenschaft vom Stoffe, und da sollte das Höchste der Schöpfung, der alles überragende und umfassende Geist, die Seele, sie allein in der Vernichtung ihr Ende sehen! Welche Wissenschaft könnte dies lehren, welche Erfahrung es bestätigen!

Nicht vernichtet kann die Seele werden, nicht einmal, wie die Gebilde aus Stoff, sterben. Sterben heißt, sich auflösen in seine Teile; aber die Seele besteht nicht aus Teilen, sie ist nicht zusammengesetzt aus vielen Atomen, sie ist ein einziges festgefügtes einfaches Ganze, an dem kein Chirurg sein Messer zu versuchen, kein Chemiker seine zersetzende Tätigkeit auszuüben vermag. Ein „Hauch Gottes“ ist sie genannt, der, wie Gott das Weltall, so den Menschenleib bis in seine kleinsten Teile durchdringt und bewegt. Gott allein könnte sie — nicht sterben lassen, aber vernichten. Er aber tut es nicht, wie sein deutliches Wort uns belehrt. Schon im Buche der Weisheit (3, 1 f.) heißt es: „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, und die Qual des Todes berührt sie nicht. In den Augen der Toren scheinen sie zu sterben, und ihr Dingen wird für Unglück, ihr Scheiden von uns für Vernichtung gehalten.“ Und der Heiland mahnt (Matth. 10, 28): „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können!“ Nicht bloß den Gerechten, allen winkt die Unsterblichkeit, denn so sprach Jesus (Joh. 5, 29): „Es werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichtes.“ Zwar gilt dies zunächst für die Auferstehung des Leibes, aber wie sollte sie möglich sein, wenn nicht die Seele den Körper belebte!

Natur! — ist das Wort, das der Ungläubige so gern im Munde führt. Ein „Leben nach der Natur“ erscheint ihm als Ideal, die „Gesetze der Natur“ als das Höchste und Berühmte dagegen als einzige Sünde. Nun wohl, unsere Natur lehrt kategorisch, daß die Seele, oder, wie jene wollen, das „Ich“ nicht vergehen darf. Wo sollte sonst Gerechtigkeit uns werden, die eine Forderung unseres Wesens ist, der hier auf Erden nie Genüge wird! Wo sollte sonst der unbefiegbare Naturtrieb nach Glückseligkeit, der jeden, den Armen, den körperlich und geistig „Enterbten“ in erster Linie, stets beherrscht, wo sollte dies Verlangen zum Erfüllen werden, wenn nicht im Jenseits, bei einem bessern Wiedersehen! Da stieg ja Nietsche höher als seine doch in anderen Dingen so gelehrigen Schüler, wenn er sagte:

„Die Welt ist tief, tief ist ihr Wehe —  
Luft tiefer noch als Herzeleid.“

Woh! spricht: Vergehe!

Doch alle Lust will Ewigkeit,  
Will tiefe, tiefe Ewigkeit."

Und wie wollte man erklären, daß die Natur, oft so scharf, zwischen Gut und Böß unterscheidet, daß auch der Wüstling nicht ungerührt bleiben mag, wenn er sich zum erstenmale an einem unschuldigen Kinde vergreift, daß der Mordstahl zittert, wenn er sich gegen einen hilflosen Greis erhebt! Und wie treffend hat Shakespeare der Natur abgelautet, was er Hamlet in den Mund legt:

"Wer erträgt der Zeiten Schmach und Geißel,

Könnt' er sich selber quitt und ledig sprechen  
Mit einem bloßen Dolch? Wer schleppete Lasten,  
Und schwingt' und leuchte unter Lebensbänden,  
Wenn nicht die Furcht vor etwas nach dem Tod —  
Dem unentdeckten Land, von dessen Ufern  
Kein Wanderer wiederkehrt — den Willen irrte,  
Daß wir die Uebel diesseits lieber tragen,  
Als dort zu andern unbekannten fliehen?"

Ein Irrtum ist es freilich nicht, was da den Willen bindet, sondern volle, unumstößliche Wahrheit, denn der Herr hat es gesagt: Ihr werdet mich wiedersehen!

Ihn werden wir wiedersehen, und auch das Wie hat er uns geoffenbart; die Kirche verkündet es am letzten Sonntag des Kirchenjahres. Die Elemente werden sich in Ehrfurcht vor ihm beugen, wenn das „Zeichen des Menschensohnes“ erscheint. Und auch die Menschen, die hochmütigen am ersten, werden sich beugen und ihm die Ehren bezeugen, die er bis dahin so oft vermissen mußte. Wird das ein Wiedersehen sein, wenn wir, die wir ihn hier auf Erden im allerheiligsten Sakrament glaubend verehren, ihn dort in seiner vollen Glorie und königlichen Majestät erkennen, schauen und bewundernd anbeten dürfen. Aber was werden wir ihm sagen, womit ihn begrüßen? O, da haben wir schon auf Erden einen herrlichen Gruß, der auch für den Himmel Geltung behält. Es ist eine schöne Anekdote, die man einer Sterbenden nach erzählt: Eines Tages habe die todtkranke Großmutter ihrer Umgebung berichtet, in der Nacht sei ihr der Gedanke gekommen, daß es doch ein überwältigender Augenblick sein müsse, wenn sie dem Heiland von Angesicht zu Angesicht gegenüberträte, da müsse einem vor Staunen und freudiger Ueberraschung die Sprache vergehen; und doch sei es gewiß in der Ordnung, den Heiland in würdiger Weise zu grüßen. Lange habe sie nachgedacht und nun wisse sie es. „Gelobt sei Jesus Christus!“ würde sie grüßen, die Engel und Heiligen müßten dann antworten: „In Ewigkeit, Amen.“ und das Weitere würde sich schon finden. — Es war eine kindlich-naïve und doch so christlich-berechtigte Vorstellung. Denn auch die Engel und Heiligen werden wir sehen und wohl uns, wenn unserem Gruße in der Ewigkeit aus ihren Reihen die Antwort wird, wenn unsere Zunge in ihr mächtiges Sanctus einzustimmen vermag!

Wiedersehen werden wir unsere Teuren, die uns im Tode vorangingen; Eltern vielleicht, um die unser Herz untröstlich getrauert, deren Liebe uns trotz der Trennung im Leben noch nahe schien; edle Menschen, zu denen wir stets voll Verehrung aufgeschaut, die uns im Leben und Streben ein hohes Vorbild gewesen; Freunde, mit denen uns Sinnesgemeinschaft innig verbunden, Leidensgenossen, gleich uns in drückende Fesseln geschmiebet, an ein schmerzliches und doch so heiliges Kreuz geheftet; Arbeitsgefährten, mit denen wir treulich die Mühen geteilt, bis sie uns eines Tages auch ihr Teil überlassen mußten; auch Gegner und Feinde sogar — o, möchte Abneigung und Haß diesseits der ewigen Tore zurückgeblieben sein!

Sie alle werden wir wiedersehen, aber wie wird sich dieses Wiedersehen für uns gestalten? Den Jüngern verkündete der Heiland: „Euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.“ Aber sie hatten auch mutig sein Werk fortgesetzt und standen deshalb als treue Verwalter der anvertrauten Güter vor ihrem wiederkehrenden Herrn. An den Gedanken: „Ihr werdet mich wiedersehen“, war ihre Persönlichkeit gewachsen und so befähigt, von den Thronen Besitz zu nehmen, die der Herr für sie bereitet. — Dürfen auch wir mit gleicher Freude und gleicher Zuversicht dem großen Wiedersehen im Lande der Lebendigen entgegenharren?

## Woh! über ein Kleines

Es drang mir ein Lied im nächtlichen Traum  
Auf Friedensschwingen ins Herz,  
Leise nur, leise, ich höre es kaum,  
Doch tönt mir nun allerwärts,

Wo ich geh, wo ich steh, derselbe Klang  
So traumhaft rauschend ins Ohr:  
O stille, nur stille; es währt nicht lang,  
Schau hoffend zu Sternen empor!

„Woh! über ein Kleines!“ Dein Herz hat Ruh,  
Dann deckt dich die Erde so lind,  
Schließt weich die leidmüden Augen dir zu,  
Dein Grab umbrauset der Wind.

Woh! über ein Kleines! O Heilandswort,  
Du Trost in der Trennung Not,  
In Leiden und Mühsal du einziger Hort,  
Der Hoffnung hell Morgenrot.

## Gedanken über Persönlichkeitsbildung

von Trenäus.

(Schluß.)

Das charakteristische Merkmal der christlichen Persönlichkeit, ihr eigentliches Wesen, besteht also darin, daß sie nicht ein rücksichtsloses Auswirken und Ausleben der individuellen Eigenarten ist, sondern das Gleichförmigwerden mit einer festen, überpersönlichen Norm. Gerade daran stoßen sich allerdings heute so viele, darin sehen sie das Gegenteil von eigentlicher Persönlichkeit, weil sie meinen, nach christlicher Auffassung müßten alle „über denselben Leisten geschlagen“ werden; somit würde einerseits das Charakteristische, Individuelle, das doch zu jedem Kunstwerk, auch einer rechten Persönlichkeit gehöre, zerstört, u. andererseits auch die Möglichkeit der freien Selbstentschließung vernichtet, die doch ein wesentliches Moment alles Persönlichen ist. Diese Bedenken sind unbegründet.

Denn 1. liegt noch kein Widerspruch zwischen wahrer Persönlichkeit und Sichrichten nach einer festen Norm. Jeder, der über Persönlichkeitsbildung spricht, sucht damit doch eine Norm aufzustellen, nach der man sich richten soll. Wenn Persönlichkeit darin bestünde, zu tun, was einem die „individuelle Eigenart“ gerade eingibt, so brauchte man keine Regeln für sie aufzusuchen. Tatsächlich bezeichnen denn auch die Worte „Sitte“ und „Sittlichkeit“ eine objektiv vorhandene, vom einzelnen unabhängige Norm, welche auch von der Persönlichkeit beobachtet werden soll. Denn „allein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein“ (Schiller).

2. wird eine feste Norm um so weniger beengend sein, je höher sie gewählt wird. Nun ist aber die christliche Lebensnorm die höchste, die sich denken läßt. Manche sagen: wie es die Mehrzahl der Menschen eines Zeitalters treibt, so ist es recht, das ist Sitte und Regel für uns, z. B. auch eine anständige Prostitution. Andere meinen: was dem einzelnen und der Gesamtheit den größten Nutzen bringt, das ist erlaubt und recht, z. B. auch eine Lüge, wenn sie einmal nützlich ist. Die christliche Auffassung ist frei von derartigen Rücksichten und Zufälligkeiten: eine Lüge ist nie erlaubt, weil die Wahrheit nie zu leugnen und zu unterdrücken ist, sondern immer und überall die freieste und freudigste Anerkennung verdient. Im Geschlechtsverkehr ist das, und nur das erlaubt, was nach ruhiger Vernunft als der natürliche Zweck der Geschlechter erscheint und vom Glauben als Wille des Schöpfers bestätigt wird. Kein Liebäugeln mit weichen Gefühlen, kein Kompromiß mit Nerven- und Willensschwäche, keine Halbheit, — Konsequenz! Ist das etwa unpersönlich, zu fragen: was ist das einzig, richtig, große, absolut wahre und wertvolle —, das will ich tun? Es ist wahr, wir sind zeitliche Wesen, stehen in vielen Zufälligkeiten drin und hängen oft von unserer eigenen wechselnden Laune ab. Aber die christliche Persönlichkeit besteht gerade darin, über diese Zufälligkeiten hinaus zu kommen, sich über dem Wechsel flüchtiger Dinge im Absoluten zu verankern. Wer Persönlichkeit sein will, muß sich bemühen, sich im Geiste immer mehr auf den Ewigkeitsstandpunkt zu stellen, und von da aus, im großen Zusammenhang mit allen anderen Dingen und Rücksichten sein Leben einzurichten; alle die Zufälligkeiten seiner Verhältnisse durch ihre Beziehung zum Schöpfer und Leiter der Welt groß und wichtig zu machen; über all seine eigenen Augenblicksläunen und Gefühlsentschlüsse hinauszukommen, zu einer von der Vernunft diktierten, ständig und wahrhaft höherstrebenden Lebensführung. Nur wer sich so in allem nach der höchsten Norm des absolut Guten und Wahren richtet, wird sich nicht nachher seiner Launen schämen müssen.

3. Es wäre allerdings nicht recht persönlich, wenn der Mensch zur Anerkennung dieser höchsten Norm einfach blind gezwungen würde. Aber das ist auch nicht der Fall. Gott hat jedem Verstand gegeben, damit er sich von der Richtigkeit des höchsten Gesetzes selbst überzeugen könne; einen Willen, um sich frei dafür zu entschließen, und ein Herz, sich für seine Größe und Schönheit zu begeistern. Wer sich nur aus Furcht vor der Hölle zu einer notdürftigen Einhaltung der Gebote bewegen läßt, ist keine christliche Persönlichkeit; das ist eine rechte Sklavenseele. Persönlichkeit wird der Mensch um so mehr, je klarer er selbst die innere Güte des Sittengesetzes erfährt, und je rückhaltloser, ich möchte sagen: rücksichtsloser er für die unbedingte Durchführung dieses Gesetzes bei sich und anderen eintritt. Dann schwindet für ihn jeder Zwang, weil ihm das Gesetz selbst zur zweiten Natur wird; weil er darin nicht mehr eine aufgezwungene Vorschrift sieht, sondern die naturgemäße, edelste und schönste Lebensregel, wie er sie sich selbst nicht schöner denken und wünschen möchte. Da wird es ihm zum eigenen Erlebnis, was der hl. Johannes sagt: „Seine Gebote sind nicht schwer“; da tritt er ein in die „Freiheit der Kinder Gottes“.

4. Auch die vielbetonte Forderung der „individuellen Eigenart“ kommt im Christentum zu ihrem Recht. Wir geben gern zu, daß Gott jedem einzelnen verschiedene innere Anlagen wie äußere Körperformen gegeben hat. „Im Interesse der Schönheit der Welt“, so gibt der hl. Thomas v. A. genial den Grund dafür an. Und im Interesse der Schönheit wünschen auch wir, daß dieser unüberschaubare Reichtum von Eigenarten und Charakteren erhalten bleibe, und nur soweit einseitige Uebertreibungen, Verwechselung von Haupt- und Nebensachen, oder wirklich unmoralische Launen die Schönheit des Ganzen zu stören drohen, weisen wir sie in ihre angemessenen Grenzen zurück. Im übrigen aber hat

jeder sein eigenes Ideal, das er in all seinem Denken und Streben immer mehr verwirklichen soll: die Frau ein anderes wie der Mann, der Bauer ein anderes wie der Bäuer, der Soldat ein anderes als der Priester. Und nicht nur nach Beruf und Stellung, auch innerhalb desselben Standes hat jeder seine eigenen Anlagen, welche auch in seiner Persönlichkeit sollen zur Geltung kommen.

So gibt das Christentum jedem die Möglichkeit, zu entwickeln, und macht es nicht wie manche Philosophien, die den Stärkeren und Rücksichtslosen das Recht auf Persönlichkeit einräumen, während alle anderen nur zu ihren Zwecken da sein sollen. Es widerstreitet nicht der christlichen Demut, daß jeder aus sich zu machen strebe, was er kann; im Gegenteil ist es der wichtigste Grund zur Bescheidenheit, daß wir nicht so viel aus uns gemacht haben, wie wir hätten machen sollen! Darum strebe ein jeder nach Persönlichkeit, und wir sind überzeugt, daß auch der Harmonie des Ganzen, der Gesellschaft, damit am besten gedient ist. Dafür hat der liebe Gott unsere Weltordnung schon eingerichtet!

## Der Maienkönigin

Ungezählter Herzen innig Grüßen  
Steigt heut zu deinem Thron empor;  
O Mutter, neige gnädiglich dein Ohr  
Zu deinen Kindern, die dir kühn zu Füßen.  
„Ave maris stella!“ hörst du's klingen,  
„Mater Christi!“ Diese Grüße bringen  
Heute durch die weite Gotteswelt  
Und zu dir hinauf zum Himmelszelt.

Du, unsrer Königin, von Glanz umwoben,  
Die herrscht voll Schönheit, Anmut und voll Macht  
Du sei der Herzen schönster Gruß gebracht,  
Dich will die neu erwachte Erde loben.  
„Stella matutina!“ laut erschallen  
Unsere Grüße, daß sie wiederhallen  
Dort im ew'gen Reiche, wo du wohnst  
Und als Herrscherin beim Sohne thronst.

Wir schmücken heute die Altäre wieder  
Mit Maienblüten und mit Kerzenschein;  
Wir preisen dich als Königin allein  
Und weih'n dir unserer Herzen schönste Pieder.  
Doch, als der Liebe allerbeste Gabe  
Geloben wir dir Treue bis zum Grabe;  
Und stehn zu dir im gold'nen Maienlicht:  
„Wenn's letzte Stündlein schlägt, verlaß uns nicht.“

## Im Wonnemonat

Von Karl Müller.

Wieder ist im Laufe des wandelnden Jahres der Wonnemonat Mai erschienen. Als der König der zwölf Monate heißen wir ihn besonders herzlich willkommen im Vorgefühl der mannigfaltigen Wonnen und Naturgenüsse, die uns sein Einzug beschert. Sein Name leitet zurück in die heidnische Götterwelt, denn er rührt her von Maja, der Mutter des Gottes Merkur. Er führt auch die Namen Wiesen- oder Weidemonat, weil er die Auen und Wiesen in ganz besonderer Weise schmückt und die Herden aus ihrem Winteraufenthalt im geschützten Stalle wieder in die freie Natur, im Hochgebirge auf die Almen und Triften der Berge führt.

Mit besonderem Recht nennen wir ihn aber den Wonnemonat, denn seine Wonnen, d. h. die Naturgenüsse, die Freuden, welche er dem sinnigen Beobachter der Natur bietet, sind so vielseitig und mannigfaltig, daß kein anderer Monat so leicht sich mit ihm messen kann. Ja, welcher einen Genuß bietet nicht ein sonniger, wonniger Maientag! Wie befreit er die wintergeschmückte Brust von allen sie noch umspannenden Fesseln der kalten Jahreszeit! Zwar hält der holbe Götterknecht Lenz schon kalendermäßig im April seinen Einzug. Doch läßt dieser Monat mit seinen Wetterlaunen und Kälterückschlägen die rechte Frühlingsstimmung in der Natur und im Menschenherzen noch nicht aufkommen. Erst der Mai öffnet vollständig Türen und Herzen und läßt bei Sonnenschein und Blütenduft die Widerwärtigkeiten der vorausgegangenen kalten Jahreszeit vollständig vergessen.

So bezeichnet man mit Zug und Recht den Mai als den König unter den zwölf Monaten des Jahres, weil er mit besonderer Kraft das Beper führt und seine Schöpfungen sich durch fürstlichen Glanz und Schönheit auszeichnen. Zwar haben auch die herblich blauen Tage des Spätherbtes ihre eigenen Reize, und unsere lyrischen Dichter preisen mit Vorliebe die Zeit, wo die Natur zur Ruhe geht, wo Kirchhofsrieden sich über Felder und Fluren senkt und das bisherige rasch pulsierende Leben sich allgemach abklärt. Erblickt mit Vorliebe das gereifte Alter in dem Scheiden der schönen Jahreszeit sein getreues Ebenbild, so wird sich die Jugend, die noch selbst im Lebensmai steht, stets für den Beginn des Lenzes begeistern. Lobet in ihr doch in ungebrochener Kraft noch Frühlingshoffnung und Lebensfreude, Begeisterung für hohe Ziele und ausdauerndes Ringen nach denselben, und daher steht die junge Welt in dem Erwachen der Natur mit ihrem Stürmen und Drängen, Entfalten und Erschließen mehr ihr ur-eigenes Bild.

Treten wir mit Beginn dieses Monats eine Wanderung durch die bräutlich geschmückte Natur an, welcher Reichtum von Farben und

Formen, von Stimmen und Melodien tritt uns auf Schritt und Tritt entgegen! Besonders ist es der jungbelaubte Wald, der mit Vorliebe das Wanderziel aller echten und rechten Frühlingskouristen bildet. Welche Wunder wirkt gerade der Mai in seinen hohen Hallen! Hartnäckig standen bis zu seinem Eintritt Winterreize und Hainbuche in ihrem vergilbten Winterkleide. Doch die in der Lenzeskluft schwellenden Knospen stoßen jetzt ab, was dürr, was vertrocknet war, und in wenigen Tagen hat sich der ganze Wald in sein Festgewand gekleidet. Wie erfreut das zarte, junge Grün desselben unser Auge! Gleichzeitig ist damit das helle Tageslicht, das im Winter in seinen entlaubten Gassen flutete, gewichen, und ein geheimnisvolles Dunkel, das Herz und Sinne beim Betreten dieser grünen Stadt in der schönen Jahreszeit uns so wonnig umfängt, wohnt wieder unter seinem grünen Blätterdach. Auf dem Boden aber läutet das Maiglöckchen dem Frühling zum Preise, und der duftende Waldmeister grünt im Schatten der Buchen und bietet die köstliche Würze zum Weintrauf.

Und welche Symphonie von Vogelstimmen bringt in diesem großen Konzertsaal an unser Ohr! Doch oben im Geäst schmettert die Schwarzdrossel ihr Frühlingslied. Der Kuckuck ist von seiner großen Südlandsreise wieder zurückgekehrt und stimmt als echter Waldpolizist den Kampf mit den Zerstörern der Waldschönheit, besonders den langhaarigen Bärenraupen wieder auf. Weitbin schallt sein einsörmiger Ruf durch das Revier, der freudig von alt und jung vernommen wird. Auch die Königin unter den gesiederten Sängern, die liebesfrohe Heul-Nachtigall, ist wieder mit diesem Monat eingetroffen und schmettert unverdrossen ihre wunderbaren Weisen aus jubelvoller Kehle.

Doch über der Betrachtung des Waldes wollen wir auch die Reize von Feld und Flur im Wonnemonat nicht vergessen. Hier sind es besonders die blühenden Obstbäume, welche unser Interesse finden. Wie große Sträucher stehen sie da, umsummt von den Bienen und anderen geflügelten Vertretern aus dem Reiche der Insekten, welche hier ihren Tisch reich gedeckt finden und sich selber zu Gast laden. Geht nach dem Abblühen ein Windhauch durch das Geäst, so schüttelt er die Herrlichkeit als zarten Blütenstaub zur Erde. Aber auch manche Feinde finden sich ein. Dazu zählt neben dem Blütenstecher in diesem Monat auch der Schelm Maikäfer. Er hat es in seiner Gefräßigkeit auf das zarte Blattgrün abgesehen, das er sich trefflich nündelt, sobald nach seiner Blünderung mancher Baum und Strauch wie im Winter seine Aeste wie nackte Arme in die Höhe reckt. Doch treten zum Glück solche Maikäferjahre nur in gewissen Zeitintervallen auf.

So bietet der Wonnemonat dem sinnigen Naturbeobachter eine reiche Fülle von Genüssen und Anregungen. Aber auch in das Volkstum mit seinen Sitten und Gebräuchen spielt er vielgestaltig hinein. Ich erinnere an die Aufstellung von Maibäumen durch die Jugend, wie es in manchen Gegenden Gebrauch ist. Ein Tannenbäumchen wird mit bunten Bändern und einem Kranz von ausgeblasenen Eierschalen, die zu diesem Zwecke seit Wochen in der Familie gesammelt wurden, geziert. Am den Baum führt alsdann die junge Welt ihre Spiele auf, singt Frühlings- und Maientlieder und nimmt alsdann im geselligen Verein einen Imbiß, bestehend aus Kaffee und Kuchen, ein, zu welcher Festlichkeit das Haus an einem sonnigen Maientag Einladungen an die Jugend der Nachbarschaft ergehen ließ.

Mit dem Eintritt dieses Monats ist auch verknüpft der Hexensput in der Walpurgisnacht. Doch wie so manche andere abergläubige Dinge in unseren aufgeklärten Zeiten sich verflücht haben, so hat man auch die Beschwörungen zum Schutze gegen böse Geister in der genannten Nacht wohl ganz aufgegeben. Schreiber dieses kann sich aus seinen Jugendtagen noch wohl erinnern, wie am Abend vor dem 1. Mai mit Kreide, welche in geweihtes Wasser getaucht war, drei Kreuze an die Türe von Haus und Stall gezeichnet wurden. Ferner war man vor Eintritt dieser Nacht ängstlich dafür besorgt, daß alle Glieder der Familie rechtzeitig in dem geschützten Heim versammelt waren. Von diesen Besorgungen der Walpurgisnacht weiß nun gottlob die junge Welt nichts mehr. Nur wie man den Jahreswechsel hin und wieder dazu benutzt, eine Karte mit ägendem Inhalte zu versenden, so glaubt man beim Frauengeflücht, eine gute Freundin, gegen die man Gefühle hegt, welche der Freundschaft schnurstracks entgegengekehrt sind, für den 1. Mai durch einen Reiserbesen, der vor deren Haustüre gestellt wird, ehren zu müssen. In Norddeutschland ist es dagegen der Hauptberg des Harzgebirges, der Brocken oder Bloßberg, wo sich in der Nacht auf den 1. Mai noch der ganze Zauber der Walpurgisnacht abspielt.

Unser christliches Empfinden aber befriedigt es in besonderer Weise, daß man den Wonnemonat der Verehrung der Himmelskönigin geweiht hat. Wie sie als die Fürstin der Engel und Heiligen erhoben ist, so gebührt ihr auch ein Ehrenmonat, der sich durch seine Schönheit und Naturreize hoch über die anderen Monate des Jahres erhebt. Wendet doch auf sie die Worte der hl. Schrift an: „Wie Frühlingsstage umgaben sie die blühenden Rosen und die Lilien der Täler.“ Daher ist es so geziemend, daß diese Gnadenvolle auch als Maienkönigin auf ihren Altären thronet und frische Blumen und junges Grün duftende Grüße zu ihrem Bilde emporsenden. Da müssen die Gläubigen sich gedrängt fühlen, die eingelegten Gottesdienste, fogen. Maiandachten, nach besten Kräften zu besuchen und freudigen Herzens einzustimmen in die Lob- und Preislieder, die der Melodienreichthum der Kirche in so reicher Auswahl zur Verehrung dieser jungfräulichen Mutter besitzt. Daher möchte ich auch diese Betrachtung mit den Worten des Liedes schließen:

Maria, Maienkönigin!  
Dich will der Mai begrüßen;  
O segne seinen Anbeginn,  
Und uns zu deinen Füßen!

## Schutzfest des hl. Joseph

Wie Könige und Fürsten ihren Söhnen  
Erprobte Männer zu Erziehern geben,  
Daß sie sie lehren, Großes zu erstreben,  
Ihr Haupt mit Herrschertugenden zu krönen:

So wollt' der Herr, dem Erd' und Himmel fröhnen,  
Sankt Joseph, zum Erzieher Dich erheben  
Für seinen ew'gen Sohn im Erdenleben,  
An Armut, Not und Leid ihn zu gewöhnen.

Und, o, wie hast Du Dich bewährt, Gerechter,  
Als Gottes Sohnes Lehrer und Ernährer,  
Als seiner Kindheit Schutz und treuer Wächter!

Glücksel'ger Patriarchenfürst, Du behrer,  
Der heiligen Familie Haupt und Vater!  
O sei auch unser Schützer und Berater!

## Das Kreuz von Puebla

(Schluß.)

„Das ist nicht wahr!“ schrie aufspringend der Kreole. „Ich wollte sagen: Das ist unmöglich!“ verbesserte er sich sofort, als er die Blicke der beiden Männer wie in plötzlichem Verstehen auf sich gerichtet sah. „Kann nicht auf irgend eine Weise ein Streit zwischen Eurem Sohne und dem Fremden entstanden sein, ein Streit, der schon entschieden war, bevor Euer Sohn zur Waffe greifen konnte? Ist darum der Fremde allein schuldig?“

„Ja, einen waffenlosen Mann töten, ist Mord — und der Mörder bist du!“ rief der weißhaarige Karawanenführer aufspringend und sich mit der ganzen Schwere seines Körpers auf den überraschten Kreolen stürzend. „Dein böses Gewissen hat dich verraten, Schurke und bei der heiligen Muttergottes! — du stirbst an diesem Orte!“

„Erbarmen!“ ächzte der Schuldige, ohnmächtig gegen die noch ungebrochene Kraft des alten Jägers ankämpfend.

„Hattest du Erbarmen, als du mein Kind im Schlafe erschlugest?“ — Gott mag sich deiner erbarmen!“ leuchtete Lopez Guijar, mit der rechten Hand den Hals des Kreolen umklammernd und mit der linken die in seinem Gürtel steckende Machete heraus-reißend.

„Zu Hilfe, Perez! Zu Hilfe!“ stöhnte der Gewürgte. „Bei der heiligen Jungfrau — es war kein Mord! Wir haben gekämpft mit der Waffe in der Hand — ich kann es beschwören!“

Die Hand des unglücklichen Vaters zuckte zurück, als diese „halt-schweren“ Worte an sein Ohr schlugen.

„Du kannst es beschwören?“

„Ja. Bei allem was lebt!“

„Auch beim heiligen Kreuz von Puebla!“

„Beim heiligen Kreuz von Puebla!“ murmelte in Todesangst zitternd der Kreole.

Mit tiefem Aufatmen erhob sich Lopez Guijar und steckte die Waffe in den Gürtel zurück; auf seinen Zügen, die soeben noch von grimmiger Rachsucht verzerrt erschienen, lag jetzt eine seltsame Ruhe ausgebreitet.

„Der Allmächtige hat deinen Schwur gehört!“ sagte er laut und mit ernster Stimme. „Ich bin nur ein schwacher Mensch und muß deinen Worten glauben — aber Gott wird dich richten, wenn du ihn gelästert hast!“

Bacho erhob sich und brachte seine Kleider in Ordnung, ohne ein Wort zu sprechen. Er vermied es, sich den Blicken der beiden Männer aussetzen, um ihnen vielleicht die Totenblässe zu verbergen, die auf seinen Zügen lag. Dann verließ er den Ort, um sich außerhalb des Dichtes zu begeben.

Die Blicke der beiden Zurückbleibenden ruhten einen Moment stumm fragend ineinander. Was sie dachten, stand in ihren Zügen geschrieben. Lopez Guijar wandte sich ab.

„Er schwor beim heiligen Kreuz von Puebla!“ murmelte er. „Gott wird ihn finden, wenn er falsch geschworen!“

Die stille Nacht brach an. Tausende von winzigen Leuchtflämmchen durchschwärmten die Luft; balsamische Düfte schienen dem Strauchwerk zu entspringen; und eine Nachtigall erhob wie traumverloren ihre liebliche Stimme, um Ruhe und Frieden in die Herzen der einsamen Wälderwanderer zu senken. —

Noch lagerte Dunkelheit auf Wald und Steppe, und tiefe Ruhe umschwebte noch die lebenspendende Dase, als schon die Karawane sich zum Aufbruch rüstete. Beim Scheine großer Feuer wurden die Maultiere beladen, die Wasserschlänke frisch gefüllt und das Frühstück eingenommen.

Bacho leitete mit fieberhafter Eile die Veranstaltungen; seine ohnehin ersten Züge erschienen noch hagerer und finsterner als am vorhergehenden Tage. Zuweilen starrte er wie in Gedanken verloren sekundenlang vor sich nieder, um sich gleich darauf mit gewaltiger Anstrengung in die Wirklichkeit zurückzuwerfen. Ohne Zweifel durchwogten quälende Gedanken seine Seele und raubten ihm seine sonstigen kalte Ruhe und Besonnenheit. Als der Zug geordnet war, stieg im Osten langsam die Sonne empor und warf ihre schrägen Lichtstrahlen über die Karawane.

Lopez Guijar reichte dem alten Arriero zum Abschied die Hand.

„Lebe wohl, mein Freund, und Gottes Segen begleitet dich!“ sagte er herzlich. „Ich werde deiner stets in treuer Freundschaft gedenken. Auf Wiedersehen!“

„Steh mit uns!“ bat Perez. „Warum willst du allein durch die Wildnis streifen und stets das Bild deines toten Kindes vor Augen haben? Dein Kummer wird schneller heilen, wenn du unter Menschen weilst!“

„Du magst recht haben, mein Freund!“ antwortete der Karawanenführer, dem Alten die Hand reichend. „Ich weiß, daß du mit mir fühlst, und da ich ein unabhängiger Mann bin, will ich dich bis Basso de Ovejas begleiten, da ich auch dort meinen Munitionsvorrat zu ergänzen gedenke.“

Bacho gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Leittiere zogen an, und unter den anfeuernden Rufen der Arrieros setzte sich der Handelszug in Bewegung. Der Kreole ritt wieder an der Spitze des Zuges, finstern und wortlos, wie immer. Perez, der als Ältester der Arrieros die Aufsicht über die Leittiere hatte, ritt neben Lopez Guijar, der eines der überzähligen Pferde bestiegen hatte und in tiefe Gedanken verloren im Sattel saß. Bald begann der bisherige ebene Weg beschwerlich zu werden. Riesige Lawablöcke, die durch Erdrerschütterungen emporgehoben waren, bedeckten oft viele Quadratmeter große Flächen und wurden um so häufiger, je weiter der Handelszug in die Hochebene von Puebla eindrang.

So mochte der Zug vielleicht drei bis vier Leguas zurückgelegt haben, als Bacho das Zeichen zum Mittagstraß gab. Bald hingen große Kessel mit Maisbrei über schnell entzündeten Feuern, große Korbflaschen, angefüllt mit dem berauschenden „Pulque“, einem aus dem Saft der mexikanischen Agave hergestellten Getränk, wurden hervorgeholt, und Mensch und Tier genossen eine kurze Zeit der ungestörten Ruhe.

Bacho hatte sich in der Nähe Lopez' und des Karawanenführers gelagert und rauchte eine der langen Strohzigaretten nach der anderen; doch warf er weder einen Blick zu den beiden Freunden hinüber, noch beachtete er das Mittagssnack, welches ein junger Arriero neben ihn hingestellt hatte — seine Gedanken schienen in weiter Ferne zu weilen, und mit der ihm umgebenden Wirklichkeit nichts gemein zu haben.

Perez wollte gerade von Müdigkeit überwältigt die Augen schließen, als er sah, wie der Kreole plötzlich leicht zusammenzuckte. Gleich darauf sprang Bacho empor, stieß einen lauten Schreckensschrei aus und schüttelte die linke Hand, die er bisher auf den Knien hatte ruhen lassen, heftig hin und her.

„Eine Schlange!“ schrie er dann entsetzt auf. „Zu Hilfe — ich bin gebissen!“

In drei — vier Sprüngen waren Perez und Lopez Guijar an seiner Seite; der Anblick, der sich ihnen bot, machte ihnen fast das Blut in den Adern erstarren. Von der Hand des Kreolen herab hing ein kurzer, schwarzer Streifen, nicht viel dicker wie eine Federhose, und ringelte und wand sich vor den Augen der beiden Männer.

Die übrigen Arrieros drängten sich neugierig heran.

„Heilige Muttergottes, — die Federschlange!“ schrie Lopez entsetzt. „Zurück! — niemand komme in die Nähe dieses Mannes!“

Im nächsten Augenblick hatte er seine Machete aus dem Gürtel gerissen und führte mit der scharfen Waffe einen Streich nach dem winzigen Tiere, den sich lebhaft ringelnden Körper in zwei Teile zerschneidend und im nächsten Augenblicke mit seinem schweren Schwanz zitternd.

„Gott Dank, — nur ein Opfer!“ murmelte er dann mit bleichen Zügen.

Der ganze Vorgang hatte kaum eine Minute in Anspruch genommen. Alle starrten entsetzt auf den Kreolen, der stumm und unbeweglich inmitten des Kreises stand.

Lopez Guijar trat auf ihn zu und fragte ihn hastig:

„Ich hoffe, daß Ihr von dem Tiere nicht gebissen seid, Bacho, — oder ist es doch so?“

„Doch, es scheint so“, antwortete der Gefragte leichtthin, seine Hand betrachtend, an der sich zwei blutende, kaum sichtbare Deffnungen zeigten. „Ist es denn so schlimm, oder wollt Ihr mich nur erschrecken?“

Ein furchtbarer Ernst breitete sich über die Züge des weißhaarigen Jägers aus, als er die kleinen Merkmale des Schlangengisses erblickte.

„Mann! — wißt Ihr denn nicht, was geschehen ist!“ antwortete er dann mit zitternder Stimme. „Habt Ihr denn nie von der Federschlange oder schwarzen Eulebrilla gehört, der giftigsten unseres Landes?“

„Die schwarze Eulebrilla? Allmächtiger — dann muß ich sterben!“ schrie der Unglückliche auf, mit irren Blicken um sich schauend. „Kommt mir zu Hilfe, Lopez Guijar, — verbrennt Pulver in der Wunde, holt Wundtraut! Was steht Ihr da und starrt mich an, anstatt mich vom Tode zu retten?“

„Menschliche Hilfe ist vergebens“, sagte Guijar, traurig den Kopf schüttelnd. „Macht Eure Rechnung mit Gott, Bacho, bevor das Gift Euren Verstand verwirrt, — in zehn Minuten seid Ihr tot!“

„Tot?“ Mit gellendem Aufschrei sank der Unglückliche zurück, dann wandte er sich, wimmernd vor Schmerz und Todesangst auf den Knien vor dem alten Jäger.

„Beim Kreuz von Puebla!“ murmelte Guijar.

„Barmherzigkeit! Ich will alles gestehen. — Ja, ich schwor beim Kreuz von Puebla, daß ich die Wahrheit sagte, und habe doch hinterücks deinen Sohn getötet, Lopez Guijar, nur um sein Eigentum an mich zu bringen. — Verzeihung!“

„Gott hat Euch gerichtet!“ antwortete der Alte erschütternd, von dem im Todeskampfe sich windenden Kreolen zurücktretend.

Blutiger Schaum trat vor den Mund des Sterbenden, seine Hände, die bereits eine schwarzbraune Färbung anzunehmen begannen, krallten sich tief in das Erdreich ein. Dann ging sein bisheriges heiseres Geschrei in ein klägliches Wimmern über, schwächer und schwächer wurden die Zuckungen seiner Glieder, und nach wenigen Minuten lag er still und zusammengekrümmt auf dem felsigen Boden — von Gott gerichtet! —

Am Abend des folgenden Tages erreichte der Maultierzug seine nächste Wasserstelle, das Dorf Basso de Ovejas, und brachte den Bewohnern Kunde von dem Strafgericht in der Wildnis.